

2. Die lange Geschichte der Wissensgesellschaft – stark verkürzt erzählt

Die sozialisierte Universität befindet sich jenseits einer emporgehobenen Sonderstellung, so wird das Fazit dieses Kapitels lauten. Damit wird die Frage aufgeworfen: Welche gesellschaftliche Position ist der sozialisierten Universität in der Wissensgesellschaft zugewiesen? Zweifellos ist es ungewöhnlich, mit dem Ende zu beginnen, vielleicht auch ungeschickt, weil der Drang, das Kapitel in Gänze zu lesen, wahrscheinlich eher sinkt denn steigt. Trotzdem habe ich mich zu dieser unkonventionellen Vorgehensweise entschieden, weil ich hier mehrfach eine Art Schnelldurchlauf vorhabe, den es vorab zu rechtfertigen gilt. Anders als zu erwarten, rekapituliere ich hier nicht den Stand der Forschung über die Wissensgesellschaft, sondern stütze mich auf nur einige wenige Schriften: auf solche, die besonders markante Schlaglichter auf diese Gesellschaftsbezeichnung werfen. Auch diese werde ich lediglich insoweit schildern, dass deutlich wird, warum ich von einer sozialisierten Universität spreche. Da es sich dabei um eine neue Titulierung handelt, ist sie besonders begründungspflichtig.

Ich gestatte mir in diesem Kapitel einen methodologischen Kniff. Ich arbeite nicht mit der

Differenzbestimmung Früher und Später (Barlösius 2023a), die eine historische Rekonstruktion erfordern würde, sondern werde Beschreibungen der Universität in der Wissensgesellschaft mit ideellen Vorstellungen der Universität konfrontieren, wie sie sich in dem Ausdruck der „Idee der Universität“ bündeln. Diese Idee fußt auf Behauptungen wissenschaftlicher Exzeptionalisierungen. Gegen einen solchen Kniff kann man manche berechtigte Einwände anführen, aus meiner Sicht spricht für ihn, dass die Wirkkraft von Ideen nicht zu unterschätzen ist, wie bereits Max Weber überzeugend demonstriert: Ideen dienen als Weichensteller und bestimmen die Bahnen, in denen die Dynamik der Interessen das Handeln fortbewegt (vgl. Weber 1921/1988: 252). Dies gilt auf besondere Weise für Forschungen über Wissenschaft, die oftmals auf normative Ansprüche und Erwartungen referieren, um, gestützt auf diese, einen kritischen Standpunkt gegenüber der Wirklichkeit der Universität zu beziehen. Mit Vorliebe orientieren sie sich an der „Humboldtschen Universität“, um zu kritisieren, dass „innerlich ebenso wie äußerlich die alte Universitätsverfassung fiktiv geworden“ (Weber 1922/1988b: 585) sei, und um zugleich dem wissenschaftlichen Feld exklusive Orientierungen zuzuerkennen, beispielsweise „im Dienst ‚sittlicher‘ Mächte“ (ebenda: 608) tätig zu sein. Wenn ich die „Idee der Universität“ heranziehe, um von dieser aus zu bestimmen, was ich mit der Titulierung der sozialisierten Universität sagen will, bewege ich mich in ideell vorausgelegten Bahnen, die vorgeben, was die Universität sein soll.

2.1 Idee der Universität - Ursprünge und Begründungen wissenschaftlicher Exzeptionalisierungen

Um die Idee der Universität vorzustellen, habe ich aus dem großen Fundus möglicher Abhandlungen die gleichnamige Schrift von Karl Jaspers aus dem Jahr 1961 ausgewählt (Jaspers 1961). „Grenzenlose Wahrheitssuche“ und „bedingungslose Wahrheitsforschung“ (ebenda: 1f.) sind nach Jaspers die Triebfedern der Universität. Auch wenn die Adjektive bedingungs- und grenzenlos es nahelegen, dass er einen absoluten Wahrheitsbegriff vertritt: Dies täuscht. Mit den beiden Adjektiven will er kennzeichnen, was die Wissenschaften antreibt. Maßgeblich ist hierbei für ihn, dass Wissenschaftler:innen vom „Offenbarwerden der Wahrheit“ ergriffen sind, wofür nicht entscheidend sei, „endgültig zu wissen, was Wahrheit und Wissenschaft im Ganzen sind. Es genügt, genug von ihnen ergriffen zu sein“ (ebenda: 12). Wahrheit meint Jaspers somit nicht in einem absoluten oder transzendentalen Sinn, sondern er bezieht sich, wie der Moment der Ergriffenheit verdeutlicht, auf etwas Ähnliches wie Hans Blumenberg, als dieser in seiner „Metaphorik der ‚mächtigen‘ Wahrheit“ schrieb, dass Wahrheit solche Mächtigkeit zuerkannt wird, „daß niemand sich ihrer Eindringlichkeit und Leuchtkraft entziehen“ kann (Blumenberg 1998: 19).

Diese Ergriffenheit begründet nach Jaspers ein „ursprüngliches Wissenwollen“, aus dem wiederum die Idee der Universität erwächst. Die Universität hat nach Jaspers „keinen anderen Zweck als

zu erfahren, was zu erkennen möglich ist und was aus uns durch Erkenntnis wird“ (Jaspers 1961: 41). „Aus dem ursprünglichen Wissenwollen“ kann sich jedoch die Universität nur verwirklichen, „wenn Gesellschaft und Staat es wollen“ (ebenda: 12). In der Vergangenheit hätten Gesellschaft und Staat „ihre Universität gleichsam empor“ gehoben, sie als „unabhängige[s] Gebilde“ (ebenda: 1) eingerichtet, um ihr ein „Eigenleben“ (ebenda: 2) zu ermöglichen. Damit hatte die Universität die Chance, die Idee der Universität weitgehend zu verwirklichen. Die Idee selbst gehört jedoch für Jaspers zu keiner spezifischen Epoche, sie gilt grundsätzlich, weshalb sie auch nicht empirisch gefasst werden kann.

Die Universität der Gegenwart habe „die Gestalt von Industrieunternehmen gewonnen“ (ebenda: 4). Ihre Idee sei damit gänzlich infrage gestellt. Da sich die Universität der Gegenwart in einen industriellen Betrieb verwandelt habe, sei sie nunmehr mit der „Schicksalsfrage“ konfrontiert, ob es gelingen könne, sich auf die neuen gesellschaftlichen und staatlichen Grundlagen einzustellen, ohne die „Idee der Universität selbst zu zerstören“, und sie „in neuer Gestalt“ (ebenda: 21) wiederauferstehen zu lassen. Die Soziologie als empirische Wissenschaft betrachte die Universität „in der Abhängigkeit von Gesellschaft und Staat“ und analysiere die Wandlungen, die sie durchlaufe, als durch Gesellschaft und Staat bestimmt. Zwar sei dies der „richtige und ergiebige Gesichtspunkt“, allerdings drohe er fälschlicherweise „zum maßgebenden zu werden“ (ebenda),

vor dem sich die Idee der Universität zu rechtfertigen habe. Jaspers rückt sowohl von theoretischen Konzeptionen wie auch von empirischen Studien ab und setzt stattdessen die Idee der Universität als Bewährungspunkt, um die gegenwärtigen und zukünftigen Entwicklungen der Universität darzustellen und zu bewerten. Dies entspricht dem methodologischen Kniff, den ich vorne benannt habe. Mit einem ideell hergeleiteten Bewährungspunkt, der letztlich eine normative Auffassung repräsentiert, werden ideelle Begriffe und empirische Beschreibungen so miteinander verwoben, dass sie einen Doppelcharakter annehmen. Die Idee der Universität hat nach Jaspers ihren Ursprung im Wissen-Wollen, wovon sich die grenzenlose Wahrheitssuche und die bedingungslose Wahrheitsforschung herleiten. Damit wird die Einzigartigkeit der Universität aus der Besonderheit der Prozesse der Wissensgenerierung erklärt, womit einhergeht, von diesen her eine Exzeptionalität des wissenschaftlichen Feldes zu begründen.

Die Prozesse der Wissensgenerierung umfassen sowohl den Ursprung von Wissenschaft, den Jaspers im ursprünglichen Wissen-Wollen sieht, als auch die erkenntnistheoretischen Möglichkeiten, die Niklas Luhmann betont, wenn er nach den „Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis“ (Luhmann 1992: 7) fragt. Sie beinhalten ebenfalls das Streben nach Objektivierung, das nach Pierre Bourdieu (2001a) den Nomos des wissenschaftlichen Feldes ausmacht, wie auch den Zweck und das Ziel von Wissenschaft, woraus sich nach Weber

ihre gesellschaftliche Bedeutsamkeit erklärt (Weber 1912/1988). Die Prozesse der Wissensgenerierung sind somit elementar für das wissenschaftliche Feld und begründen die Differenz gegenüber allen anderen sozialen Feldern. Dies ist nun nicht überraschend. Wichtig ist, dass damit wissenschaftliche Exzeptionalisierungen erklärt werden.

Für Jaspers bildeten das Wissen-Wollen, die grenzenlose Wahrheitssuche und die bedingungslose Wahrheitsforschung die ideellen Bewährungspunkte dafür, um auszuloten, ob die Idee der Universität verwirklicht werden kann. Vordergründig enthält sich Luhmann einer solchen eher normativen Betrachtung und argumentiert stattdessen strikt erkenntnistheoretisch, um die Position der Wissenschaft gegenüber anderen Teilsystemen zu bestimmen. Für ihn besitzen die Bedingungen der Möglichkeit der Erkenntnis prinzipiellen Rang für das wissenschaftliche System, denn sie sind wesentlich für dessen Position und ursächlich für eine „traditionsbestimmte Vorrangbehauptung“ (Luhmann 1992: 7). Diese bestehe darin, dass Wissenschaft „eine Position über der Gesellschaft“ und nicht – wie andere Teilsysteme – eine Position „in der Gesellschaft“ einnimmt (ebenda). Dieser Erhabenheitsanspruch ergibt sich daraus, dass es nur der Wissenschaft möglich sei, Erkenntnisse über andere Teilsysteme hervorzubringen. Daraus begründet sich, dass es, bevor die Theorie funktionaler Differenzierung auf Wissenschaft angewendet werden könne, eine „adäquate Erkenntnistheorie“ (ebenda) bräuchte, um auf deren Grundlagen aufbauen zu können.

Auf Luhmann habe ich mich nur exemplarisch bezogen, um zu untermauern, dass für die Begründung wissenschaftlicher Exzeptionalisierungen die Prozesse der Wissensgenerierung herangezogen werden. Während Jaspers einen Sonderstatus der Universität normativ ausgewiesen hat, ist für theoretische oder empirische Herleitungen häufig zu beobachten, dass Eigenarten der Wissensgenerierung als vorrangig für das wissenschaftliche Feld bestimmt werden. Vorrangig meint hier, dass sich aus den Prozessen der Wissensgenerierung nicht hintergehbare Voraussetzungen darüber begründen, wie die Universität zu gestalten, wie ihre innere und äußere Organisation (Humboldt) einzurichten ist. Die Wissenschaftsforschung rechtfertigt ihre Forschungsperspektive häufig mit epistemischen Erfordernissen und einer darin angelegten exzeptionellen Position des wissenschaftlichen Feldes. Auf diese Weise wirkt sie daran mit, wissenschaftliche Exzeptionalisierungen zu behaupten und als unentbehrlich darzustellen.

Häufig werden von der Spezifität der Wissensgenerierung strukturelle Erfordernisse hergeleitet, professionelle Eigenarten auf sie zurückgeführt oder ethische Imperative mit ihr verknüpft. Hierfür sollen nur wenige wohlbekannte Beispiele in Erinnerung gerufen werden: So ergab sich beispielsweise für Robert K. Merton aus den Besonderheiten der Wissensgenerierung, dass das wissenschaftliche im Vergleich zu anderen sozialen Systemen „auf gesellschaftliche Strukturen ganz spezifischer Art angewiesen [ist]“ (Merton

1985: 258). Eine solche Schlussfolgerung hinsichtlich spezieller struktureller Bedarfe findet sich in vielen Analysen, insbesondere die akademische Selbstverwaltung wird als unerlässliche Antwort auf diesen spezifischen Bedarf betrachtet. Zu professionellen Eigenarten des Berufs Wissenschaftler:in hat sich Max Weber bilderreich geäußert. Um Wissenschaft als Beruf auszuüben, müsse man die Fähigkeit besitzen, „sich einmal sozusagen Scheuklappen anzuziehen“, um sich so „hineinzusteigern in die Vorstellung, daß das Schicksal seiner Seele davon abhängt“, forschen zu können. Die Forschenden erlebten einen „Rausch“, der von „jedem Draußenstehenden“ belächelt wird (Weber 1922/1988b: 589). Von Weber ist uns ein lebhafter Schreibstil vertraut. Aber selbst ein ansonsten eher nüchtern und schmucklos schreibender Soziologe wie Luhmann ließ sich bei der Charakterisierung dieser Profession zu einer ausdrucksstarken Wortwahl verleiten: Die „Einheimischen“ des Teilsystems Wissenschaft erkenne man an „tribale[r] Absonderlichkeit“ (Luhmann 1992: 324), woraus die „tribale Sonderkultur der Wissenschaft“ erwachse (ebenda: 622).

Für die Herleitung ethischer Imperative sind zweifellos Mertons vier institutionelle Normen – Universalismus, Kommunismus, Uneigennützigkeit und organisierter Skeptizismus –, die für ihn das Ethos der modernen Wissenschaft ausmachen, ein besonders anschauliches Beispiel. Bei ihnen zeigt sich der Doppelcharakter von normativ hergeleiteten und empirisch genutzten Begriffen und Konzepten besonders deutlich. So

konzipierte Merton die vier Normen einerseits als analytische Kategorien, um Werte und Orientierungen der Wissenschaft zu untersuchen, und „zugleich“ sollten sie als „moralische und technische Vorschriften“ (Merton 1985: 90) für die Wissenschaft dienen – also als normative Verhaltensvorgaben. Sowohl die Neigung zu doppelt begründeten Begriffen und Konzepten wie auch die Herausstreichungen wissenschaftlicher Exzeptionalisierungen mögen zu einem Gutteil erklären, dass viele wissenschaftliche Untersuchungen über die Universität in doppelter Weise engagiert sind: einerseits durch ihr Interesse, über die Universität zu forschen, und andererseits als dort Tätige, die den Gegenstand ihrer Untersuchung selbst gestalten wie auch von ihm geprägt sind.

2.2 Wissenschaftliche Exzeptionalisierungen behaupten und relativieren

So wie viele Forschungen zum wissenschaftlichen Feld dazu beigetragen haben, wissenschaftliche Exzeptionalisierungen zu behaupten, so haben ebenso viele daran mitgewirkt, diese zu relativieren. Jaspers hatte diese Mitwirkung insbesondere an der Soziologie kritisiert, die mit ihren Analysen mit dafür verantwortlich wäre, dass gesellschaftliche und staatliche Anliegen zunehmend maßgeblich für die praktische Gestaltung der Universität würden. Kurzum: Wissenschaftsforschung ist sowohl an der Behauptung wie an den Relativierungen wissenschaftlicher Exzeptionalisierungen

beteiligt. Auch dieses Buch kann sich nicht aus einer solchen Beteiligung herauslösen.

Auf den Begriff wissenschaftlicher Exzeptionalisierungen bin ich bereits im ersten Kapitel eingegangen, wo ich dargestellt habe, was Bimber/Guston darunter verstehen, weshalb hier eine knappe Erinnerung ausreicht. Bimber/Guston (1995) unterscheiden vier Varianten eines wissenschaftlichen Exzeptionalismus: *epistemologischer*, *Platon'scher*, *soziologischer* und *ökonomischer Exzeptionalismus*. Warum Bimber/Guston just diese vier unterscheiden, lassen sie im Dunkeln. Weder leiten sie diese theoretisch-konzeptionell noch empirisch her. Wissenschaftlicher Exzeptionalismus umfasst bei ihnen Spezifika der Wissenschaft: das Streben nach Wahrheit, die Verslossenheit gegenüber Laien und eine einzigartige normative Ordnung. Quer dazu steht der ökonomische Exzeptionalismus, den Bimber/Guston vom gesellschaftlichen Nutzen von Wissenschaft herleiten.

Ich werde mich im Weiteren an ihrer Wortschöpfung orientieren, ohne jedoch die begriffliche Ausdeutung oder ihre Unterscheidung in die vier Varianten zu übernehmen. Auch ich werde mit verschiedenen Ausformungen wissenschaftlicher Exzeptionalisierungen arbeiten, die ich jedoch theoretisch-konzeptionell begründe, um daraus eine Heuristik zu entwickeln (siehe Kapitel 3). Weiterhin ist es mir wichtig, diesen Einzigartiges behauptenden Begriff abzuschwächen, indem ich ihn als Prozessbegriff verwende und dementsprechend von „Exzeptionalisierung“ spreche. Seine Einzigartigkeit schwäche ich auch

dadurch ab, dass ich ihm den Prozessbegriff der Relativierung gegenüberstelle.

Nachdem in den beiden ersten Abschnitten des Kapitels skizziert wurde, wie sich die Idee der Universität in weite Teile der Wissenschaftsforschung eingeschrieben hat, liegt es nahe, die Behauptungen wissenschaftlicher Exzeptionalisierungen als Niederschlag solcher Einschreibungen zu interpretieren. Oft handelt es sich um ideelle Herleitungen einer Sonderstellung der Universität, seltener um das Ergebnis empirischer Studien. Allerdings wäre es vorschnell, daraus zu schließen, dass es keine wissenschaftlichen Exzeptionalisierungen gäbe oder es besser wäre, solche anzustreben. Beinahe alle soziologischen Theorien arbeiten mit einem Konzept funktionaler Differenzierung und zeigen, dass sich ausdifferenzierte Felder oder Teilsysteme durch Merkmale auszeichnen, die sie von anderen Feldern und Teilsystemen unterscheiden. Dass solchen Merkmalen exzeptionelle Eigenarten zuerkannt werden, ist folglich in diesen theoretischen Konzeptionen angelegt. Auf diese Überlegung komme ich bei der Entwicklung einer theoretisch-konzeptionellen Heuristik zurück.

2.3 Soziologische Vorgriffe auf die Wissensgesellschaft

Nachdem in den ersten Abschnitten die Universität den Ausgangspunkt bildete, soll nun die Wissensgesellschaft stärker im Zentrum stehen. Für mich noch immer erstaunlich, hat bereits

vor 200 Jahren einer der wichtigsten Urväter der Soziologie seine Gesellschaftstheorie darauf ausgerichtet, dass gemäß seiner Diagnose die damals gegenwärtige und zukünftige Gesellschaft maßgeblich durch wissenschaftliches Wissen geprägt sei beziehungsweise werde. Ich spreche von Auguste Comte (1798-1857). In seinem Dreistadiengesetz hat er die historische Entwicklung des Wissens in drei Etappen eingeteilt. Im ersten Stadium dominierte die Theologie die Generierung des Wissens, im zweiten die Metaphysik, und im dritten Stadium – der damaligen Gegenwartsgesellschaft – bestimmt die positive Wissenschaft die Erzeugung des Wissens. Das positive Stadium repräsentierte für Comte den Optimal- beziehungsweise Endzustand, weil sich die positive Wissenschaft am Tatsächlichen orientiert und deshalb der realen Welt adäquate Erkenntnisse gewonnen werden (Comte 1956).

Die positive Wissenschaft – so Comte – hat die Voraussetzungen geschaffen, dass auch die Gesellschaft ins Zeitalter des Positivismus übergehen konnte, weshalb er das Dreistadiengesetz auf die Gesellschaftsentwicklung übertrug. Korrespondierend mit den drei Stadien der Wissensentwicklung unterschied er drei gesellschaftliche Epochen: das theologisch-militärische, das metaphysisch-juristische und das wissenschaftlich-industrielle Gesellschaftsstadium. Im wissenschaftlich-industriellen Stadium, das für ihn in seiner Zeit – in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – bereits begonnen hatte, würden die gesellschaftlichen Institutionen und Prozesse zunehmend gemäß

wissenschaftlicher Erkenntnisse ein- und ausgerichtet. In diesem Stadium der Gesellschaftsentwicklung „erhielt das wissenschaftliche Element durch seine Einführung in das Gesellschaftsleben einen Zuwachs an gesellschaftlicher Macht“, davon war Comte überzeugt. Bis dahin hätte die Wissenschaft „nur zufällige Stärkungen empfangen“, im Zeitalter des Positivismus jedoch „wurde der Schutz der Wissenschaften für alle Regierungen eine Pflicht“. Sie würden sich „einen allgemeinen Tadel“ verdienen, wagten sie die Wissenschaften zu vernachlässigen (ebenda: 371). Geradezu im Vorgriff auf gesellschaftliche Entwicklungen, die sich 150 Jahre später explosionsartig realisierten und für die die Titulierung Wissensgesellschaft geschaffen wurde, hatte Comte die zukünftige Position und Bedeutsamkeit von Wissenschaft vorausgesehen.

Für Comte war das wissenschaftliche Zeitalter wünschens- und erstrebenswert. Ein anderer wichtiger Gründervater der Soziologie, der einige Jahrzehnte nach Comte das Fach wesentlich prägte, blickte nicht so hoffnungsfroh auf wissenschaftliche Fortschritte und auch nicht auf die Gesellschaftsentwicklung. Für Max Weber (1864–1920) wurde die Gesellschaftsentwicklung vorwiegend durch Rationalisierungsprozesse vorangetrieben, wobei Intellektualisierungsprozesse für ihn die für Wissenschaft typische Variante der Rationalisierung repräsentierten. Für Weber stellte Wissenschaft die „am größten und prinzipiellsten“ rationalisierende Sphäre dar (Weber 1920/1988: 564). Sie bildete für ihn den „wichtigste[n] Bruchteil“

des Intellektualisierungsprozesses“, denn Wissenschaft liefere das Wissen, „alle Dinge – im Prinzip – durch Berechenbarkeit beherrschen“ zu können (Weber 1921/1988: 594). Durch „rationales empirisches Erkennen“ würde die Welt mehr und mehr entzaubert und in „einen kausalen Mechanismus“ transformiert (Weber 1920/1988: 564). Auf diese Weise trage Wissenschaft dazu bei, dass alles als berechenbar begriffen und als beherrschbar betrachtet wird.

Die empirische Wissenschaft – das beurteilte Weber ähnlich wie Comte – sei entscheidend für den „wissenschaftlichen Fortschritt“ (Weber 1922/1988b: 593), denn sie sei auf die „Erkenntnis tatsächlicher Zusammenhänge“ (ebenda: 609) gerichtet. Diese Art von Wissenschaft hätte sich zu einem „rationalen und systematischen Fachbetrieb“ entwickelt und den „Typus des Fachmenschtums“ hervorgebracht (Weber 1912/1988: 3). Wie bereits diese wenigen Ausführungen verdeutlichen, begrüßte Weber im Gegensatz zu Comte diese Entwicklung der Wissenschaft nicht vorbehaltlos. Er hielt es für einen „naiven Optimismus“, Wissenschaft „als Weg zum Glück“ zu feiern (Weber 1922/1988: 598). Die „Entzauberung der Welt“ (Weber 1920/1988: 564) durch die Wissenschaft lieferte für ihn keine Antworten auf Sinnfragen und keine sinnvollen Handlungsorientierungen. Vielmehr sei es „das Schicksal unserer Zeit mit der ihr eigenen Rationalisierung und Intellektualisierung“, dass „gerade die letzten und sublimsten Werte zurückgetreten sind“ – die Welt verlassen haben (Weber 1922/1988b: 612).

Mit Comte und Weber haben wir zwei Sichtweisen auf Wissenschaft kennengelernt: eine optimistische und den wissenschaftlichen Fortschritt feiernde und eine, die mahnend die Grenzen von und die (Sinn-)Verluste durch Wissenschaft betont. Im Großen und Ganzen prägen diese beiden Betrachtungsweisen die Auseinandersetzungen über Wissenschaft bis heute. Selbstverständlich hatten Comte und Weber keine Wissensgesellschaft vor Augen, die mit der gegenwärtigen vergleichbar ist. Dennoch ist bemerkenswert, dass sich für beide bereits am Horizont künftiger Gesellschaften abzeichnete, wie machtvoll Wissenschaft in diesen sein wird. Und dies, obwohl zu ihren Zeiten nur eine kleine, sozial äußerst privilegierte Gruppe Zugang zur Universität und zur Forschung hatte, und das auch nur „auf dem Boden des Okzidents“ (Weber 1912/1988: 1). Comte wie Weber sahen bereits die Vorzeichen einer Sonderstellung der Wissenschaft, die sich für sie aus ihrer immensen gesellschaftlichen Bedeutsamkeit erklärte. Damit deuteten sich für Comte und Weber schon Prozesse der Sozialisierung der Universität an. Dies unterschied sie von den Verfechtern der Idee der Universität, für die sich die Universität aus sich selbst, also aus den Prozessen der Wissensgenerierung begründete.

2.4 Gegenwartsnahe Diagnosen der Wissensgesellschaft

Wie bereits vorne angekündigt, habe ich nur sehr wenige Schriften – genau genommen nur drei –

exemplarisch ausgewählt, um anhand dieser zu demonstrieren, dass sich in der Wissensgesellschaft die Frage, welche gesellschaftliche Position der Universität zugewiesen wird, auf ganz neue Weise stellt. Einer der ersten Texte, in dem die Wissensgesellschaft charakterisiert wurde, ist der Aufsatz „Knowledgeable Society“ von Robert E. Lane (1966). Die „Knowledgeable Society“ hebt sich nach Lane von den anderen Gesellschaften dadurch ab, dass hier der Wahrheitsgehalt von Aussagen nach objektiven Standards bestimmt wird, viele Menschen einen akademischen Bildungsabschluss erlangen, es sich durchgesetzt hat, dass in beinahe allen sozialen Feldern auf der Grundlage wissenschaftlicher Evidenz entschieden und gehandelt wird. Weiterhin ist für die „Knowledgeable Society“ kennzeichnend, dass beträchtliche finanzielle Ressourcen in Universitäten investiert werden. Schließlich unterscheidet sich die Wissensgesellschaft von anderen Gesellschaften dadurch, dass permanente Anstrengungen unternommen werden, um aus wissenschaftlichem Wissen mittels technischer und ökonomischer Innovationen praktischen Nutzen zu ziehen. Lanes Charakterisierung enthält bereits die wesentlichen Kennzeichen der Wissensgesellschaft, die sich so oder ähnlich in späteren Schriften wiederfinden. Allerdings konzentrierte er sich wie viele ihm nachfolgende Wissenschaftler:innen darauf, zu zeigen, dass Wissenschaft gesellschaftsprägend geworden ist. Welche gesellschaftlichen Verwerfungen daraus resultieren, welche sozialen Auseinandersetzungen diese evozieren, untersuchten

sie genauso wenig wie die Folgen dieser Debatten für die Universität.

Den letzten Punkt – die Folgen für die Universität – sprach Daniel Bell in seinem Buch *The Coming of Post-Industrial Society* (1973) an. Er prognostizierte in den frühen 1970er Jahren, dass Wissenschaft zu einem „axialen Prinzip der sozialen Ordnung“ (Bell 1976: 114) wird und die Position der Wissenschaft in der Gesellschaft sowie ihre Organisation zu einem „Hauptproblem der nachindustriellen Gesellschaft“ werden (ebenda: 118). Ob Wissenschaft ihr „besonderes Kennzeichen“: „ihre Autonomie“, die das „Kernstück“ ihres Ethos und ihrer Organisation bilde, trotz steigender gesellschaftlicher Indienstnahmen weiterhin „verteidigen kann“, hing für ihn „von der Kraft ihres Ethos ab“ (ebenda: 299). Die „Spannung“ zwischen gesellschaftlicher Indienstnahme und wissenschaftlicher Autonomie entscheide darüber, wie Wissenschaft in der nachindustriellen Gesellschaft positioniert und organisiert sein werde, so Bells Vorausschau. Für ihn würden sich die zukünftige gesellschaftliche Position und die Organisation der Wissenschaft vorwiegend dadurch bestimmen, ob es ihr möglich sein wird, ihre besonderen Merkmale – ihre Exzeptionalität – zu bewahren. Anders formuliert: wie erfolgreich die Universität dabei sein wird, trotz ihrer Sozialisierung durch vermehrte gesellschaftliche Inanspruchnahmen die Idee von ihr nicht nur zu verfechten, sondern auch zu realisieren.

Wie der Buchtitel eindeutig sagt, verstand Bell seine Ausführungen als Prognose. Die „alte

Gesellschaft schleppt sich noch ein halbes Jahrhundert“ (ebenda: 270) mit, denn erst nach und nach würden sich alle gesellschaftlichen Felder und auch die Sozialstruktur entlang akademischer Bildung und Berufe umbauen. Nach Bells Annahme, dass es ein halbes Jahrhundert dauert, bis sich die Wissensgesellschaft voll entfaltet hat, befinden wir uns heute in der richtigen Zeit, um zu prüfen, ob seine Prognose Realität geworden ist. Dafür kann der letzte von mir ausgewählte Text dienen, der in den 2020er Jahren erscheinen sollte. Tatsächlich wurde er bereits einige Jahre früher publiziert. Für ihn habe ich mich entschieden, weil er im Gegensatz zu den Texten von Lane und Bell den Schwerpunkt auf die Expansion der Hochschulbildung legt.

In ihrer Studie „Sociology of Higher Education“ erklären Stevens et al. (2008) anhand der vier Metaphern Sieb, Inkubator, Tempel und Hub, welche gesellschaftliche Bedeutung Hochschulbildung zu Beginn des neuen Jahrtausends erlangt hat. Die Universität funktioniert für sie als Sieb, weil sie sozialstrukturelle Chancen eröffnet wie verschließt und darüber daran mitwirkt, die Sozialstruktur zu (re)produzieren. Für die Hochschulbildung treffen im Wesentlichen die gleichen sozialen Selektionsmechanismen zu wie für die schulische Bildung: Es werden mehr oder weniger die gleichen sozialen Gruppen bevorzugt beziehungsweise benachteiligt. Da in Wissensgesellschaften Bildung als wichtigste Ungleichheitsdimension gilt, zeigt sich in den sozialstrukturellen Bevorzugungen und Benachteiligungen bei

der Hochschulbildung besonders signifikant, zu welch machtvolltem Akteur die Universität im Ungleichheitsgeschehen geworden ist.

Als Inkubator wirkt die Universität nach Stevens et al., weil sie den Studierenden nicht nur Bildungsinhalte vermittelt und sie mit Bildungszertifikaten ausstattet. Sie ist auch ein Ort der Sozialisation, an dem Haltungen, Einstellungen und Mentalitäten erworben werden, die sich positiv auf Gesundheit, Lebenszufriedenheit, gesellschaftliches Engagement und vieles mehr auswirken (ebenda: 131). Die dritte Metapher, Tempel, erstaunt ein wenig. Darunter fassen Stevens et al., dass Hochschulbildung „perserve, promote, and inculcate the modern ‚cognitive complex‘, a rational, universalistic mode of thinking“ (ebenda: 134). Gesellschaftlich wirksam wird der kognitive Komplex, indem er zur Richtschnur des Denkens und Handelns in den verschiedenen sozialen Feldern geworden ist. In die verschiedenen sozialen Felder wird der kognitive Komplex vorwiegend durch dort tätige akademisch ausgebildete Personen getragen, die Entscheidungsmacht besitzen und Positionen mit Gestaltungsauftrag innehaben. Für Stevens et al. repräsentiert deshalb die Universität einen „secular temple of modern societies“ (ebenda: 134).

Die vierte Metapher, „Hub“, meint, dass die Universität zu einem gesellschaftlichen Knotenpunkt geworden ist, weil sie zentral an der Strukturierung der Gesellschaft mitwirkt (vgl. ebenda: 135). „In modern societies, much of the work of class stratification, knowledge production, and

legitimation is relegated to the same organizations: universities.“ (Ebenda) Demgemäß besitzt die Universität inzwischen die Funktion einer gesellschaftlichen Infrastruktur, weil sie die wichtigsten gesellschaftlichen Institutionen und Bereiche miteinander verknüpft, obgleich sie von diesen relativ unabhängig sein sollte und oftmals ihnen gegenüber eine kritische Haltung einnimmt (vgl. ebenda: 142).

Die Universität als Infrastruktur der Wissensgesellschaft – eine solche gesellschaftliche Position ist jener, die von der Idee der Universität oder der Behauptung wissenschaftlicher Exzeptionalisierungen beansprucht wird, geradezu entgegengesetzt. Statt emporgehoben zu werden wie bei Jaspers oder über der Gesellschaft platziert zu sein wie bei Luhmann, wird sie zur Basis erklärt, die die Voraussetzungen für gesellschaftliche Entwicklungen zu liefern hat. Infrastruktur zu sein bedeutet, Vorleistungen bereitzustellen, und zwar für andere soziale Felder, damit diese ihre feldspezifischen Leistungen erbringen können (Barlösius 2019). Dass die Universität als Infrastruktur begriffen und entsprechend behandelt wird, zeigt sich insbesondere in den vielfältigen wissenschaftspolitischen Bestrebungen, Wissenschaft zu öffnen und breit zugänglich zu machen, die unter dem Oberbegriff „Open Science“ zusammengefasst werden (vgl. Kapitel 5).

Welche Position der Universität in der Wissensgesellschaft zugewiesen ist, lässt sich – so meine ich – noch nicht endgültig absehen: Wird sie tatsächlich zur Infrastruktur der Wissensgesellschaft? Diese

Frage durchzieht große Teile des Buchs, ohne sie abschließend beantworten zu können. Es sollte jedoch am Ende des Buchs deutlich geworden sein, dass sie dringend gesellschaftlich zu diskutieren ist. Der Diskussionsbedarf ergibt sich insbesondere daraus, dass sich zunehmend ein Paradoxon entwickelt: Das wissenschaftliche Feld hat eine derart mächtige gesellschaftliche Bedeutsamkeit überhaupt nur erlangt, weil es einige Besonderheiten besitzt, die man mit dem Begriff wissenschaftlicher Exzeptionalisierungen fassen kann. Zu einem Großteil rekurren die gesellschaftliche Wertschätzung und Nützlichkeit des wissenschaftlichen Feldes genau auf solche Besonderheiten. Wenn jedoch diese Besonderheiten begünstigen, dass die Universität und das wissenschaftliche Feld in die Position einer gesellschaftlichen Infrastruktur gedrängt werden, dann gehen damit enorme Relativierungen dieser Besonderheiten einher. Dies wiederum lässt es fraglich werden, ob dem wissenschaftlichen Feld zukünftig noch wissenschaftliche Exzeptionalisierungen eigen sein werden, aus denen sich die gesellschaftliche Bedeutsamkeit, die dieses Feld erlangt hat, speist. An diesem Punkt stellt sich die schon mehrfach erwähnte Frage nach den Grenzen der Relativierung dieser Besonderheiten. Werden diese überschritten, wird ungewiss, ob das wissenschaftliche Feld die ihm gesellschaftlich zugeordneten Aufgaben auch zukünftig noch erfüllen kann. Diese Frage stellt sich unabhängig davon, ob es überhaupt für erstrebenswert angesehen wird, dass das wissenschaftliche Feld Besonderheiten für sich behaupten kann.

Aus diesem Kapitel ergeben sich darüber hinaus einige Schlussfolgerungen für die theoretisch-konzeptionelle Heuristik, die im Folgenden entwickelt wird. Ich habe zwei Forschungsperspektiven auf die Universität vorgestellt: eine, die von Besonderheiten der Wissenschaft ausgeht, ihre Analyse mit der Universität startet und von dort aus gesellschaftliche Zugriffe und Zumutungen analysiert. Diese Perspektive habe ich am Beispiel der Idee der Universität und einiger Texte aus der Wissenschaftsforschung vorgestellt. Die zweite Perspektive nimmt eine gesellschaftsanalytische Betrachtung vor. Hierbei wird die gesellschaftliche Einbettung der Universität untersucht und daraus rekonstruiert, welche Position ihr innerhalb der Gesellschaft zugewiesen ist. Diese Perspektive ist nicht darauf gerichtet, Eigenarten der Universität zu identifizieren, die als wissenschaftliche Exzeptionalisierungen charakterisiert werden können. Die zu entwickelnde Heuristik soll beide Perspektiven berücksichtigen: die Universität in der Gesellschaft und die Gesellschaft in der Universität.